

Wer hat Angst vorm schwarzen Mann?

Niemand.

Und wenn er kommt?

Dann laufen wir.

Ein Blitz zuckt über den Himmel und ich halte meine Kapuze fester. Der Regen peitscht mir eisig ins Gesicht, jeder Tropfen ein eigener Schlag. Ein unangenehmes Frösteln geht mir durch den Leib, während ich an meinen Knien vorbeispähe.

Angestrengt blinzele ich und versuche in der Finsternis Schemen auszumachen.

Ein wankender Schatten lehnt sich gegen die kalten Böen, unförmig und mit jedem Blitzstrahl stereoskopisch flackernd. Kämpft sich ein Mensch durch die Nacht? Warum hat er sich keinen Unterschlupf gesucht? Hinter jeder Mauer fände man mehr Schutz als im Auge des Sturms. Sich auf freier Fläche zu bewegen, während die Sintflut tobt, erinnert an einen Todeswunsch.

Es ist, als hätten meine Bedenken dem Schatten die übrige Kraft entzogen. Er geht zu Boden und verharrt dort. Bewegungslos. Verschwimmt mit den schwammigen Konturen der überfluteten Straße. Durch regennasse Wimpern beobachte ich ihn durch das zerschlagene Fenster des Autos. Er rührt sich nicht mehr.

Bebend ziehe ich mich weiter zurück in das quietschende Wrack. Sofort durchnässt mein Rücken. Wie durch einen hungrigen Schlund hindurch sprüht das Wasser über die Rücksitze. Eine unwillkommene Dusche. Resigniert ziehe ich die Knie an die Brust und schlinge beide Arme um meine Beine. Jeder Millimeter meiner Haut scheint aufgeweicht. Die Nacht wurde erst vor wenigen Stunden eingeläutet. Ich habe mein Lager aus jetziger Sicht unklug gewählt. Wer hätte ahnen können, dass es zu schütten beginnt, kaum, dass die Finsternis über den Horizont kriecht?

Die leerstehenden Autos, aufgebrochen und versifft, haben mir ein besseres Versteck geboten, als jeder Strauch und jeder Felsen. Der einzige Nachteil? Als die Erde Feuer spuckte, flogen ihre Überreste über die Welt und zertrümmerte in einem steinigen Hagel alles, was sich ihr bot. Hinzukommt, dass der nahefließende Kanal unter den unverhofften Regenmassen answoll und schon jetzt die Straße flutet. Die braune Flüssigkeit verteilte sich über dem einst staubigen Asphalt und spülte alle Anzeichen eines kalten, trockenen Monats hinfort.

Das Wasser schwappt gegen die Sitze. Ich kauere mich frierend zusammen.

Sollte der Schatten menschlich sein und dort, auf überschwemmter Straße, liegen bleiben, wird er ertrinken. Ich ziehe den Kopf weiter ein, als die nächste starre Böe über mich hinwegsaust und mit dünnen Fingern an der Kapuze zerrt. Gottverdammte Kälte. Ich schüttle mich wie ein nasser Hund, ohne den Blick von dem bewegungslosen Schatten zu lösen.

Wenn er ertrinkt, ist das gut. Ein potenzieller Feind weniger. Ich ertappe mich dabei, wie ich mich erneut nach vorn beuge. Sofort sprüht der Regen in meine Kapuze und läuft kribbelnd über meinen Körper. Eisige Schauer, als greife der Tod selbst um sich. Wie gebannt starre ich auf den verschwommenen Schatten und warte darauf, dass er sich rührt. Nichts. Schreit er nach Hilfe? Sollte dem so sein, ersticken Gewitter und Regen jedes Flehen unbarmherzig im Keim. Ein Blitz erleuchtet die überflutete Straße und gibt für den Bruchteil einer Sekunde den Blick auf einen zerrissenen Mantel frei. Der grollende Donner lässt nicht lange auf sich warten.

Noch einen Moment verharre ich in meinem tropfenden Versteck. Bei immer heftiger tobendem Regen bleibt kein Flecken meines Körpers verschont. Die Füße schwimmen in den Schuhen, das Wasser läuft mir aus dem BH über den Bauch und von dort über den Hosenbund. Eine kribbelnd brennende Spur zieht es nach sich, als würde die Kälte mit Feuerzungen über meine schutzlose Haut lecken.

Ich hänge wie an Fäden, während ich den bewegungslosen Körper beobachte. Vor meinem inneren Auge

spielen sich die letzten, ungelenken Schritte des Gefallenen ab. Die Welt tobt, erbebt im Gewitter. Der Regen ertränkt jedes Leben. Das Herz rast mir ohrenbetäubend laut in der Brust. Eine dumpfe, mir fremde Verzweiflung treibt mich auf die Straße. Wie Stroboskope flackern die Blitze um mich herum nieder, krachen ins Nichts und spenden mir spärliches Licht. Der Wind treibt mir die eisigen Tropfen wie hysterische Tränen über das Gesicht.

Das Material der Rucksackträger fühlt sich rau unter meinen Fingern an, während ich mich daran festklammere. Fast hoffe ich, dass irgendetwas, irgendjemand, mich zurückruft, während ich weiter in die Arme des Sturms wate. Ich bete für meine Vernunft. Bäumt der Schatten sich schwach auf und fällt zurück? Ich phantasie.

Der nächste Blitz schlägt ein, nur wenige Meter von mir entfernt. Ich schreie leise auf. Adrenalin rast mir durch den Körper. In der Ferne geht ein Baum zu Boden. Gefällt von einem weißen Strahl, der vom Himmel hinabgesandt wurde. Das Grollen klingelt mir in den Ohren. Gegen meinen Willen verharren meine Füße und ich atme keuchend ein. Mehr Wasser als Luft.

Ich sollte Zuflucht suchen. Ich sollte den Menschen dort liegen lassen. Schlussendlich bedankt er sich mit einem Messer zwischen meinen Rippen. Oder schließt seine Hände um meine Kehle. Das ist so dumm. So dumm!

Es ist mir unmöglich umzukehren. Wie hypnotisiert starre ich auf den schlaffen Körper, während der Sturm mich zurücktreibt. Mit etwas Glück ist er längst tot. Ertrunken. Hoffentlich. Ich hoffe es so sehr. Die eisige Kälte bohrt die Fingernägel in meine Haut und reißt sie mir von den Knochen. Was ist nur in mich gefahren? Ich muss raus aus dem Wasser, bevor es mich umbringt.

Stattdessen bleibe ich stehen und warte auf den nächsten Blitz, damit er mir Licht in dieser finstersten Nacht spendet.

Er kommt sofort und zerreißt die Finsternis. Unter der Elektrizität stellen sich meine Nackenhaare auf. Zügig gehe ich weiter. Das letzte Stolpern des Schattens hat sich in meinen Kopf gegraben. Weil mir seine Bewegungen gefährlich bekannt vorkamen? Ich nähere mich dem Schatten. Er ist nichts weiter als eine dunkle Erhebung, um den Regen und gestauten Kanalwasser spielen. Die Sintflut prasselt auf den leicht gekrümmten Rücken. Keuchend und hustend bleibe ich neben ihm stehen. Ich ersticke unter freiem Himmel. Hilflös neige ich den Kopf und inhaliere einen Rest Sauerstoff. Mein Körper ist taub. Wer hat Angst vorm schwarzen Mann?

Niemand.

Und wenn er kommt?

Dann bleibe ich.

Zitternd hocke ich mich neben den Schatten und berühre seinen regungslosen Körper. Ist er tot? Kein Atemzug hebt seinen Rücken, die Kapuze verdeckt das scheinbar unter Wasser liegende Gesicht. Pocht das Herz mir gegen die Finger?

Ich gebe mir einen Ruck und ziehe ihn auf den Rücken. Ein neuer Blitz, der ihn erhellt. Den Fremden. Seine Augen sind geschlossen, das Gesicht reglos und wächsern bleich. Liegt es an dem weißen Licht der zuckenden Blitze oder sind Lippen und Lider blau angelaufen?

Ich atme tief durch und verschlucke mich an dem nächsten Schwall. Hektisch wölbe ich die Hände über meinem Mund und sauge verzweifelt so viel Luft ein, wie ich erhaschen kann. Dann wende ich meine Aufmerksamkeit wieder dem jungen, reglosen Mann vor mir zu. Unter dem nächsten Zucken des Gewitters kann ich dunkle Haare ausmachen, geschwungene Lippen, zarte Sommersprossen. Die langen Wimpern kleben ihm auf der Haut.

Der Sensenmann hat ihn geholt. Der junge Mann ist tot. Meine Finger streifen seine Schultern. Unwillkürlich streichle ich mit dem Daumen über seinen Kiefer. Keine Regung. Ich schlucke einen unbegründeten Kloß herunter und versuche mich auf das Wesentliche zu konzentrieren. Der Mantel wirkt praktisch. Wenn die Temperaturen weiter fallen, könnte er mir das Leben retten. Er fühlt sich an, als wäre der dicke Stoff gefüttert. Darunter kann ich gut und gerne noch drei, vier weitere Pullover tragen.

Selbst um den Körper des Jungen schlackert er. Steckt ihm ein Messer im Hosenbund? Es könnte mir gute Dienste leisten. Glück in Unglück. Sollte ich den Regen überleben, werde ich beste Voraussetzungen für die nächsten Wochen und Monate haben.

Wellen bewegen sich von seinem Körper fort. Er rührt sich. Meine Muskeln verkrampfen sich. Der Fremde bewegt sich. Erschrocken zucke ich zurück, bereit die Flucht zu ergreifen.

Der nächste Blitz, der nächste Donner. Flatternd öffnen sich seine Augen. Regen perlt von seinen Wimpern und läuft ihm über die Wangen. Weint er? Zielloos suchen seine stechenden Augen den Himmel ab. Verwandelt das Licht der Blitze das Braun zu einem Bernsteingelb? Eine intuitive, unbegründete Faszination ergreift mich, gefolgt von einer gefährlichen, mich zum Tode verurteilenden Ruhe. Sein Blick bleibt an mir haften. Ich klammere mich an die Träger meines Rucksacks.

Mühsam dreht er sich auf die Seite und stützt er sich auf den Ellbogen. „Bist du real?“, flüstert er. „Bin ich tot?“ Die Worte gehen nahezu in dem Dröhnen der ertrinkenden Welt unter. Der junge Mann klingt restlos erschlagen. Für einen Moment ziehe ich es in Betracht, ihn anzulügen. Wenn er glaubt, er sei tot, dann wird er die Nacht nicht überleben. Der Mantel würde mir überlassen werden. Die Lebensversicherung für die nächsten Wochen, wenn nicht gar Monate. Er könnte die Kälte aussperren. Jede Sekunde, die ich in dem stetig steigenden Wasser stehe, lässt meine Chancen auf den nächsten Tag sinken. Wenn es nicht die Kälte ist, die mich dahinrafft, dann der nächste Blitz. Lass ihn liegen. Meine tauben Beine stemmen sich gegen die wachsende Flut.

Ich kann nicht rennen, zu sehr fesselt mich der bekannte, fremde Anblick. Unwillkürlich grabe ich in der Endlosigkeit, in dem andere ihre Erinnerungen aufbewahren. Nichts. Seine Augen strahlen wie bernsteinfarbene Sterne, während die Welt um uns herum untergeht. Die Kleidung klebt mir eisig und nass am Körper. Meine Zähne schlagen zittern aufeinander.

„Nein“, höre ich mich sagen. „Noch bist du nicht tot.“

Der junge Mann schließt die Augen und ein wehmütiges Lächeln stiehlt sich auf seine Lippen. „Du bist hier“, glaube ich ihn flüstern zu hören. Die Haut ist eiskalt. Ich muss den Fremden zurücklassen. Ich muss.

Das nächste Auto steht nicht weit von mir. Eine Tür wurde herausgebrochen. Vielleicht findet sich im Kofferraum ein halbwegs trockenes Plätzchen?

„Ja“, hauche ich. Langsam weiche ich zurück. Jeder Schritt jagt mir einen mörderischen Stich durch das Herz. Selten fühlte sich etwas derart falsch an. Der Junge lässt sich ins stetig steigende Wasser zurücksinken und legt sich einen Arm über das Gesicht. Seine unbekannte, vertraute Stimme klingt nach. *Du bist hier.*

Unwillkürlich drehe ich um. Eine Furcht will mich von ihm fortreiben, während eine Verzweiflung mich zu ihm zieht, die mich zerreißt. Warum? Weil er aufgibt? Weil er liegenbleibt? Weil diese blitzenden, zerrissenen Sekunden unmöglich sind? Vor meinen Augen fügt sich der Fremde seinem Schicksal. Mein hilfloser Fluch wird von dem nächsten Donnerrollen übertönt. Ich habe Angst. Die Panik treibt mich. Seine Gegenwart fühlt sich falsch an, gefährlich, verräterisch und vernichtend. Ich hocke mich neben ihn. „Steh auf.“ Keine Bewegung. „Steh auf!“ Ist es möglich, dass die Blitze noch näher kommen? Meine Ohren klingeln.

Der Junge nimmt den Arm vom Gesicht und schenkt mir ein anbetungswürdiges, schiefes Lächeln.

„Warum denn? Es ist schön hier.“

Ich schnaube ungläubig. „Hier stinkt es nach dem Tod.“

„Das tut es doch überall.“

Meine Finger zucken. Er ist frustrierend. Warum ergreift der Junge nicht einfach meine Hand? Warum bringt er mich in diese Gefahr? „Lass dir helfen!“, flehe ich. Der Wind treibt den Regen über uns. Die Kälte tut mir weh an jedem Quadratzentimeter Haut, der noch nicht von Taubheit übernommen wurde. Ich wünsche mir nichts mehr als eine trockene, wärmende Decke. Einen Mord beginge ich dafür.

Als der Junge erneut die Augen öffnet, raubt es mir den Atem. Geschlagen. Verloren. Aufgegeben. Gefallen. Und so wunderschön. Wie eine unwillkommene, herzerwärmende Erinnerung.

„Du solltest gehen. Wenn du es nicht tust, weißt du nicht, was dich erwartet.“ Dafür ist es zu spät, oder? Ich bin klitschnass, unterkühlt und stehe auf dem Präsentierteller der Apokalypse. Und flehe einen Fremden um sein Leben an.

„Bitte“, flüstere ich. „Bitte. Steh auf und komm mit mir. Fort von hier.“

Seine Augenlider flattern, als kämpfe er gegen die Erschöpfung an. „Ich kann nicht.“ Er bewegt leicht den Arm. „Ich spüre meinen Körper nicht mehr.“ Mir geht es ähnlich. Es ist so schrecklich kalt und der Regen raubt mir die Luft zum Atmen. „Komm.“ Noch einmal strecke ich die Hand nach ihm aus. Meine Finger wirken schrecklich blass und zerbrechlich zwischen den mächtigen Fluten des tobenden Regens. Eine dürre Rettungsleine, die jederzeit reißen könnte. Einen letzten Blick tauschen wir, dann ergreift er meine Hand. Ich spüre seine Finger kaum. Keuchend und hustend ziehe ich ihn auf die Beine.

Wankend wie ein Betrunkener kommt er auf die Füße, kreidebleich. Mit fahrigem Bewegungen zieht der junge Mann den Mantel fester um seinen Körper. Ich zerre ihn mit mir. In Sicherheit. Rücksichtslos stoße ich den Jungen auf den Rücksitz. Dann folge ich ihm. Ich atme hastig ein. Luft.

Unser Atem bildet Nebelschwaden.

Kraftlos sinkt sein Körper gegen meinen. Tödliche Kälte umgibt ihn wie eine Wolke, seine Brust hebt und senkt sich kaum merklich an meiner Schulter. Stocksteif warte ich darauf, dass seine klammen Finger sich um meinen Hals schließen und das Leben aus mir pressen. Nichts dergleichen geschieht. Ich drehe den Kopf. Seine Augen sind geschlossen, die Gesichtszüge spannungslos. Der Junge hat das Bewusstsein verloren.

Zögernd rücke ich von ihm weg, nur für den Fall, dass er die nächsten Minuten sterben sollte, und schiebe seine Körper in den Fußraum. Die Matte mag durchnässt sein und stinken, aber sie ist geschützt vor dem direkten Regeneinfall.

Der Junge rührt sich keinen Millimeter, die ganze Nacht über. Und wenn doch, dann in diesen Sekunden, in denen ich versucht bin, der Erschöpfung nachzugeben und die Augen für einen kurzen Moment schließe. Vielleicht auch mehrere Momente. Minuten, immer beobachtet von dem gnadenlosen Regen und mit der Angst, dass der nächste Blitz in genau diesen Wagen einschlägt.

Mit der Sonne zieht der Regen ab. Er hört auf zu strömen, als hätte jemand den Hahn in einer Dusche zuge dreht. Von jetzt auf gleich fällt kein Tropfen mehr zu Boden und gespenstisch oranges Licht beginnt über den See zu kriechen, dessen kleine Wellen rhythmisch in den Fußbereich des Autos schwappen.

Der Fremde liegt vor mir wie auf einem Totenbett, umarmt von Nässe und Kälte. Die Haut ist kreidebleich.

Ich fürchte mich davor, seine Hand zu berühren. Was, wenn sie sich glatt und eisig anfühlt wie Wachs? Tot. Kein Herz mehr Wärme in die Glieder pumpt. Schwer schluckend rücke ich von ihm ab.

Ich bin feige genug, um den jungen Mann hier zurück zu lassen, seinem Schicksal ergeben. Was ich tun konnte, habe ich getan. Er ist letzte Nacht nicht ertrunken. Das ist mehr, als ein Fremder verdient hat. Sollte er wider Erwarten leben, muss er den Rest alleine schaffen.

Meinen Rucksack in der Hand, krieche ich aus dem Auto. Kälte, noch eisiger als die, die mich umgibt, sickert durch meine Hosenbeine bis zu den Knien hinauf. Meine Muskeln werden in Blei gegossen und die noch klamme Kleidung verliert auch die letzte Körperwärme, die sie gespeichert hat.

Wenn ich den nächsten Tag überleben will, muss ich verschwinden. Ich brauche ein Feuer und die Kleidung aus meinem Rucksack. Die Jacke muss getrocknet werden, ebenso die Schuhe. Meine Zehen spüre ich seit Stunden nicht mehr, ebenso wenig die Finger.

Konzentriert drehe ich mich in Richtung der vereinzelt Wohnhäuser, deren überdachte Balkone sich über die Straße erstrecken. Von ein paar wenigen baumeln Strickleitern. Wie verkommene Katzentreppen. Die grünlich angelaufenen, hell gelben Fassaden, fast wie neu aussehend, scheinen mich zu verhöhnen. Wer weiß, vielleicht findet sich auf den Balkonen ein trockenes Fleckchen und die Möglichkeit, ein Feuer zu entfachen? Die Türen der Gebäude? Träge betrachte ich die gegen die Mauern geschobenen Fahrzeuge. Verrostete Felgen schließen einen jeden ein und aus. Meine Muskeln zucken erschöpft bei dem Gedanken, mich eine Strickleiter hinauf zu hangeln.

Ein letztes Mal drehe ich mich zu dem Mann um, der mich in der Unendlichkeit meines Vergessens graben lässt. Durch die aufgebrochene Autotür erkenne ich seinen braunen Ärmel. Ich verharre unschlüssig. Der Mantel könnte mir von Nutzen sein. So wie es sich anfühlte, ist er gut gefüttert. Vermutlich hält er selbst tropfnass noch einen Funken Wärme. Der Junge wird ihn nicht länger benötigen. Heute Nacht bewegte er sich wie ein Toter, jetzt, unter der geisterhaften Sonne, wirkt seine Haut farb- und leblos. Man sollte nehmen, was man bekommt.

Ich wate die wenigen Meter, die ich bereits vorwärts gegangen bin, zurück. Sein Körper liegt verkrampft da, als ich den kostbaren Mantel aufknöpfe. Der Stoff fühlt sich dick und viellagig an. Unter der Knopfleiste auf seiner Haut ist der Junge trocken. Unwillkürlich stiehlt sich ein wehmütiges Lächeln auf meine Lippen. Ein letztes Geschenk.

Vorsichtig ziehe ich an dem Arm des jungen Mannes, fast als wollte ich ihn nicht wecken. Dabei ruht sein Herz auf ewig. Das Fell, das die Körperwärme hielt, ist mir fremd. Schafsfell? Vielleicht. Es fühlt sich weich an, wie Wolle.

Der erste Arm fällt ungeschützt in das flache Wasser auf der Fußmatte. Ich halte den Mantel so gut wie möglich in die Höhe, damit ich meine Jacke schnellstmöglich gegen diesen tauschen kann. Fast glaube ich auf der Haut zu spüren, wie endlich wieder Wärme durch mich fließt.

Die nächste Seite. Meine Finger sind vollkommen taub. Jedes Feingefühl fehlt, das ich bräuchte, um ihm den Mantel vorsichtig abzustreifen.

Ich hebe seine Hand am Gelenk an, um den Stoff darunter hervorzuziehen. Ein leises Pochen, kaum wahrnehmbar, lässt mich zusammensucken. War das ein Herzschlag? Er stöhnt. „Bin ich jetzt tot?“

Mir entweicht ein leiser Schrei und ich stolpere rückwärts aus dem Wagen. Der Fremde spricht. Warum ist er nicht tot? Er darf nicht mehr leben! Das ist unmöglich. Die Nacht hätte ihn umbringen müssen. Die Kälte, das Wasser, er dürfte nicht länger bei mir sein!

Der Junge stützt sich auf und zieht den Mantel um seinen Körper. So ungelentk wie eine Marionette, die durch das grausame Schicksal zurück ins Spiel gebracht wird. Ich kann ihn nur fassungslos anstarren.

Wer hat Angst vorm schwarzen Mann?

Niemand.

Aber was, wenn er kommt?

Dann laufe ich.

Der Fremde gibt mir diese Gelegenheit nicht. Er greift nach meinem Handgelenk und hält mich fest. Ich bin wie erstarrt. Mit meinem letzten bisschen Verstand taste ich nach meiner Waffe. Und umklammere den scharfkantigen Stein in meine Jacke.

„Deswegen wolltest du mir den Mantel doch wegnehmen, oder?“, fragt er rau. „Du dachtest, ich wäre tot.“ Der leise Vorwurf in seiner Stimme bohrt sich in mein Hirn.

Panisch versuche ich, mich loszumachen. Warum habe ich ihn gerettet? Ich hätte ihn ertrinken lassen müssen.

„Lass mich los“, presse ich hervor.

Der Junge runzelt die Stirn. Feuchte, braune Locken fallen ihm in die Stirn. „Du dachtest also, ich wäre tot?“ Er stützt sich auf einem Polster ab. Sitzend wirkt er größer und bedrohlich. Jede Hilflosigkeit wurde aus seinen Bewegungen gesaugt. Ein Killer. Ich habe ihn nicht nur gerettet, ich habe mich ihm zum Fraß vorgeworfen. Mein nächster Versuch, mich zu befreien, schlägt fehl. Seine Finger schließen sich schmerzhaft fest um mein Handgelenk, stauchen das Blut.

Atemlos sehe ich in die trügerisch sanften Augen. Was will er von mir? Meinen Rucksack oder mein Leben. Beides?

„Wenn du mir jetzt den Mantel wegnehmen willst, warum hast du mir heute Nacht geholfen? Du hättest mich einfach liegenlassen können.“ Der junge Mann sieht mich an, als würde ihn die Antwort wirklich interessieren. Als gäbe es eine bestimmte Sache, die er hören will.

Ich atme zittrig ein. Er hat Recht. Ich hätte ihn sterben lassen sollen. Jedem hätte ich dabei zugesehen, regungslos. Was hat mich zu ihm getrieben? Ein unterschwelliger Todeswunsch? Die mein

Urteilsvermögen schwächende Erschöpfung? Noch einmal zerre ich und versuche meinen Arm frei zu bekommen. Das Wasser schwappt leise ins Auto, als es sich mit mir bewegt.

Schwer atmend suche ich seinen Blick. Wortlos versuche ich dem Fremden begreiflich zu machen, dass ich nicht zögern werde, ihn zu erschlagen. Lässt er mich nicht gehen, dann wehre ich mich bis zum letzten Blutstropfen. Ein gezielter Treffer an den Schläfen könnte beenden, woran Kälte und Nässe scheiterten. Ich werde nicht an diesem verhängnisvollen Fehler sterben, koste es was es wolle.

„Nein“, bringe ich hervor. „Ich hätte dich nicht liegenlassen können.“ Sein Blick wandert an mir vorbei, hin zur überfluteten Straße.

Der junge Mann mit den unbekannt bekannten Augen runzelt die Stirn. Ein panisches Prickeln schießt mir durch die Adern. „Stimmt, die Strömung hätte mich weggespült. Und damit auch den Mantel.“ Ich umklammere den Stein fester. Die ganze Zeit über musste ich einen Menschen niemals eigenhändig ermorden. Nicht in all den Monaten. Sie in die Irre locken, ja. Aber nie hat ihr Blut an meiner Haut geklebt. Gleich wird sich das ändern. Ein Strick geknüpft aus blanker Verzweiflung schnürt mir die Luft ab. Ich werde ihn ansehen müssen, während er stirbt. Alles an dieser Situation fühlt sich falsch an. Ich dürfte nicht hier sein. Ebenso wenig wie er.

„Wie heißt du?“, krächze ich. Der Stein liegt leblos in meiner Hand. Meine Muskeln spannen sich an. Noch ein Augenblick. Noch einen kleinen Moment. Ich kann ihn umbringen. Dieser Mantel ist es wert. Ich oder er.

„Ich heiße Jason“, sagt der Junge und lockert seinen Griff. „Und ich will mich dafür bedanken, dass du mich gestern da rausgezogen hast, selbst wenn du nur den Mantel wolltest. Das hätte kaum jemand getan.“ Das Herz dröhnt mir in den Ohren. Die irrationale Angst frisst mich auf und drängt mich zurück. Ja. Niemand hätte ihn gerettet. Weil die Dummen zuerst aussterben.

Jasons Finger umfassen meinen Arm nur noch leicht. „Sagst du mir jetzt auch, wer du bist?“

Ich schüttele stumm den Kopf und entziehe ihm meine Hand. Fluchtartig strauchle ich rückwärts und falle mehr in das Wasser, als dass ich gehe.

Die Nässe klettert hinauf bis zu meinen Oberschenkeln und lähmt meinen halben Körper. Ich wanke und suche Halt. Der Junge gibt ihn mir. Kaum stehe ich sicher, reiße ich mich von ihm los. Sein Blick ist fest auf mich gerichtet, jede noch so kleine Bewegung nimmt er in sich auf. Gleich, gleich schlägt er zu.

Eine steile Falte hat sich zwischen seine Brauen gegraben. „Wovor hast du so eine Angst?“

Ich verstehe die Frage nicht. Jede Faser meines Körpers weigert sich, ihn zu verletzen. „Lass mich einfach gehen“, flehe ich. Mein Mund fühlt sich taub an. Ein verständliches Wort zu formen, grenzt an das Unmögliche.

Jason seufzt leise und springt neben mich ins Wasser. Der schöne Mantel steht offen und zeigt mir das warme, rettende Futter. Die Nässe dringt durch meine Knochen.

„Hast du etwas dagegen, wenn ich dich ein Stück begleite?“, fragt er und vergräbt die Hände in den Taschen. Der Knauf seines Messers blitzt auf. „Es ist Ewigkeiten her, seitdem ich einen Menschen gesehen habe, der mich nicht umbringen wollte.“ Er stockt. „Das ist es, oder? Du glaubst, dass ich dich töten will.“ Als ich nicht antworte, schnaubt Jason fassungslos. „Natürlich, warum bin ich da nicht gleich draufgekommen? Ich meine, eine zierliche, junge Frau ganz allein unterwegs in dieser Welt. Wahrscheinlich bin ich einfach noch immer nicht im Jetzt angekommen. Nicht, dass das erstrebenswert wäre.“

Ohne den Mantel schwinden meine Überlebenschancen. Der Kanal überschwemmt die Straße. Das Wasser bedeckt den Grund, soweit das Auge reicht. Kein Ort, an dem man ein Feuer zünden könnte. Kein Holz.

Was für eine Ironie. Ich habe alles, was es zum Überleben braucht, bei mir. Nahrung, Kleidung. Und jetzt rafft mich die Kälte dahin. Wie oft verfluche ich mein Leben? Während der Tod mit knochigen Fingern nach mir greift, möchte ich nur eines: bleiben. Mein Schlüssel ins Hier? Zu dem nächsten Tag? Dieser Mantel. Er ist trocken und warm. Meine Muskeln zucken.

Wer hat Angst vorm schwarzen Mann?

Niemand.

Und wenn er kommt?

Dann töte ich ihn.

Ohne Vorwarnung hebe ich den Arm und versuche Jasons Schläfen zu treffen. Er bewegt sich schnell. Der Stein streift ihn kaum. Ein winziger Kratzer. Mein Todesurteil.

Ich versuche nicht, noch einmal zuzuschlagen. Ein leises Wimmern entweicht mir, als der Stein aus meinen tauben Fingern gleitet. Jeder weitere Versuch wäre nutzlos. Mir fehlt die Kraft. Während Jason die ganze Nacht über geschlafen hat, blieb ich wach und fro. Meine Energiereserven sind aufgebraucht. Ich müsste etwas zu mir nehmen. Mein Kreislauf streikt.

Die Welt beginnt zu wanken und zu zittern. Jemand muss gegen die Erdkugel treten wie gegen einen Ball. Der Boden wellt sich, Übelkeit kommt auf, während mein Kopf sich von dem Körper zu lösen scheint. Der Junge verharrt reglos, die Finger an die Wunde gepresst und den Mund leicht geöffnet. Was schockiert ihn? In meiner Realität existieren nur Jäger und Beute. Und ich habe mich soeben dazu verurteilt, als letzteres zu sterben. Jason macht einen Satz vorwärts.

Langsam heizt sich mein Körper auf. Dieses mörderische Glühen brennt sich bis hinein in meinen Kopf und schaltet die Lichter aus.